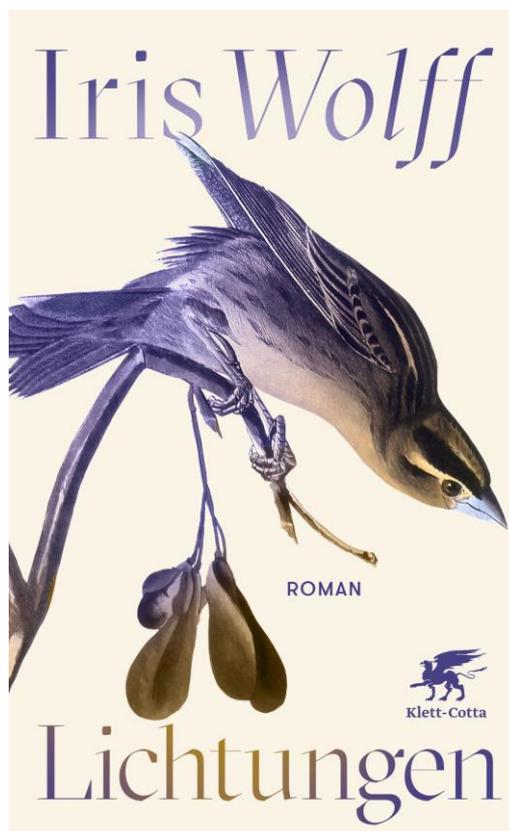


Leseprobe

Iris Wolff
Lichtungen

Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2024
ISBN 978-3-608-98770-6

S. 15-19, 68-73, 119-121, 137-141, 156-158



Acht

»Verzeihung.«

Lev blieb stehen.

Er wurde angerempelt, mit Blicken taxiert, alle waren in Bewegung, eilig, getrieben, mit demselben zügigen Schritt. Lev hatte sich eingereiht in diesen Strom, mitziehen lassen, im Abteil, am Gleis, wo die Züge bereit zur Abfahrt standen, Reisende warteten, erwartungsvoll, in sich gekehrt. In der hohen Halle war er stehen geblieben, Lautsprecherdurchsagen, Schritte, Stimmen, Rollkoffer, alles verlor sich in der enormen Höhe. Dann entdeckte er die große Uhr, ging weiter, bog rechts in den Durchgang ab, zum Brunnen. Der Straßenlärm wurde lauter, Autohupen, Motorengeräusche, das Rollen, das Rauschen verschwand, die Leute verteilten sich auf dem Platz, endlich konnte er in Ruhe stehen bleiben, sich umsehen.

Vor ihm lag eine mehrspurige Straße, Zebrastreifen, fünfstöckige Häuserzeilen; blauweiße Straßenbahnen fuhren ein, er hielt seinen Zettel in der Hand, die Nummer der Bahn stand darauf, die Richtung, die Haltestelle. Er verglich die Linien mit seinen Notizen, traute seinem Urteil nicht, ging nochmals alle Aushänge durch. Stadteinwärts lag eine weitere Haltestelle. Das Gefühl der Erleichterung war nur von kur-

zer Dauer, am Ticketautomaten setzte sich ein heißes Gefühl in seinem Nacken fest, Schwindel erfasste ihn beim Anblick des Kastens, Tasten, Tarifstufen, Münzschlitze, Korrekturtaste – musste erst Geld hineingeworfen oder etwas gedrückt werden? Unsicher presste er einige Knöpfe, jemand stellte ihm eine Frage. Lev trat zur Seite, ließ den Mann zahlen, versuchte sich zu merken, wie er vorging, doch als er erneut an der Reihe war, kam schon seine Bahn. Die Leute stiegen ein, kurz überlegte er, ebenfalls einzusteigen, aber wie beschämend wäre es, ohne Fahrschein erwischt zu werden, und ein Gefühl von Vergeblichkeit überkam ihn, als könnte dies die letzte Bahn gewesen sein, und er hatte seine Chance verpasst.

Mit einem Knistern, das den Schienen vorausseilte, fuhr sie davon. Lev blieb an der Haltestelle stehen, legte die Reisetasche ab, drehte seinen Zettel in den Händen, als ob etwas darauf stand, das er noch nicht entdeckt hatte. Eine Frau mit hüftlangen, hellroten Haaren flocht sich einen Zopf aus drei Strängen, ein Mann auf einer Bank sah ihr mit offenem Mund dabei zu. Tauben stiegen auf, flogen von einer Straßenseite zur anderen, reihten sich auf das Gesims eines Gebäudes ab. Etwas scheuchte sie wieder auf. Sie waren dunkelgrau mit weißen Unterseiten.

Lev sah ihnen zu, den Drehungen ihres Fluges.

Von hell zu dunkel. Von dunkel zu hell.

Etwas veranlasste ihn, sich umzudrehen. Vielleicht hatte sie ihn bereits eine Weile beobachtet, vielleicht wusste sie nicht, wie sie ihn ansprechen sollte, wollte mit ihrem Erkennen eine Weile allein sein – er hätte es gewollt. Stehen bleiben, kein Wort sagen, sie ansehen: Ihre hellen Augen, die Linie der drei

Muttermale auf ihrer Wange, ihren herausfordernden, überlegen-distanzierten Blick.

In diesem Spiel hatte sie immer schon triumphiert. Sie konnte den Blick länger halten, sie löste eine Umarmung nicht als Erste auf, durch jenen kleinen Impuls, jenes winzige Zurückweichen, das dazu führte, dass sich zwei Körper voneinander lösten. Lev hatte nicht viel Zeit für dieses erste, rasche Abtasten, betrachtete ihre Gesichtszüge, ihre Körperhaltung, bemerkte die Veränderungen und das, was gleich geliebt war; überrascht von der Größe seiner Freude, Aufregung, und stellte erleichtert fest, es fehlte die alte Bitterkeit.

Sie trug Jeans, Turnschuhe und ein grünes Shirt, keine Jacke, obwohl es an diesem Abend kühl war. Eine große Tasche hing über ihrer Schulter. Sie schien dünner geworden zu sein, aber auch muskulöser, soweit er ahnen konnte, ihre Haare waren schulterlang, noch immer unentschieden, ob sie glatt sein wollten oder lockig. Er sah auf ihre Hände, die spitzen Knöchel der Handgelenke, die Farbreste unter den Fingernägeln.

Etwas war wie immer, etwas war neu.

»Was machst du hier?«

»Ich hatte so ein Gefühl«, sagte Kato.

Sie kaufte für ihn am Automaten eine Wochenkarte. Als sie einige Stationen mit der Tram fuhren, – Kato sagte »das Tram« – kam es ihm vor, als setzten sich die Straßen mit ihren hohen, gepflegten Gebäuden, den Ladenzeilen und Cafés immer weiter fort. Irgendwann hatte er das Gefühl, in die Irre zu fahren, sich zu verlieren, er achtete nur auf sie, auf ihre Stimme, die unvermittelte Nähe, auf die Selbstverständlichkeit, mit der sie sich zurechtfand, Deutsch sprach, und obwohl

er die ganze Zugfahrt Zeit gehabt hatte, sich diesen Moment vorzustellen, war er ihm entglitten – er hatte nicht gewusst, wie es sein würde, sie nach fünf Jahren wiederzusehen.

Kato begleitete ihn zu einer Pension, zahlte eine Woche im Voraus, obwohl Lev sich wehrte (es gelang ihr, weil sie mit der Frau hinter der Theke sekundenschnell Komplizenschaft schloss), zählte die Scheine auf die Theke, und Lev nahm sich vor, die Franken nicht in Lei umzurechnen, es war zu deprimierend. Er strich übers Holz, dachte: Ahorn, befühlte die abgerundeten Kanten. Die Frau teilte ihm mit, wann es Frühstück gab, wann am Abreisetag das Zimmer zu räumen, zu welchen Zeiten die Rezeption besetzt war, langsam, als wäre er schwer von Begriff, und zerdrückte, wie nebenbei, einen Falter, der sich auf die Theke gesetzt hatte.

Kato fragte, ob sie gemeinsam Abendessen wollten, doch er schob seine Müdigkeit vor. Sie verabschiedeten sich mit einer Umarmung, aus der er sich als Erster löste.

Sein Zimmer lag im zweiten Stock. Er öffnete die Türen des Schrankes, sah in die Schubladen des Tisches, prüfte die Matratze, knipste Lichter an und wieder aus, trat auf den Balkon. Dann packte er seine Tasche aus, duschte lange und legte sich ins Bett.

Über die Zimmerdecke wanderte Scheinwerferlicht. Durchs offene Fenster drang Trambahnknistern, auf dem Balkon nebenan unterhielt sich ein Paar. Die Stadt war ihm fremd in ihrer Ausdehnung, Ordnung, Mäßigung, und er versuchte, sich mit dem Gedanken zu beruhigen, dass hier wie dort dieselben Gesetze galten. Es gibt die Zeit, sagte er sich, es gibt die Sprache, die auch die deine ist, und niemand wird dich hinauswerfen, weil du nicht dazu gehörst. Erst

recht nicht, und der Gedanke ließ ihn lächeln, wo du eine Wochenkarte hast.

Aus jedem Land, durch das Kato mit Tom gefahren war, hatte sie ihm Postkarten geschrieben, ihre schräge Schrift füllte die Rückseiten aus; wenn sie unten angelangt war, schrieb sie an den Rändern weiter, so dass er die Karten im Uhrzeigersinn drehte, einmal, zweimal, bis er bei ihrer Unterschrift ankam. Manchmal erreichten ihn Karten ohne Text: Straßenschluchten, Brunnenfiguren, Blumen, Bäume, immer wieder Porträt-Studien. Vor vier Wochen dann die Karte mit dem Satz: »Wann kommst du?«

Nur drei Worte und ein Fragezeichen.

Er hatte den Satz wieder und wieder gelesen. War er über längere Zeit gereift oder aus einer Laune heraus geschrieben worden? Meinte sie damit die nähere oder unbestimmte Zukunft? Hieß der Satz, dass sie ihn vermisste oder ihn brauchte? Hieß »kommen« besuchen oder bleiben? Oder war damit eine Vorstellung gemeint, wie manchmal etwas gesagt wurde, nur um in einem bestimmten Gefühl Zuflucht zu suchen?

Als sie telefonierten, um Ort und Zeit abzusprechen, war nicht der Moment gewesen, sie zu fragen. Da sie nie miteinander telefonierten, beschränkte sich das Gespräch auf den Austausch nötiger Informationen. Zuletzt hatte er gewartet, dass sie auflegte, doch er hörte kein Klicken, und er sah sie vor sich, in der abgestandenen, warmen Luft der Telefonzelle, den Hörer am Ohr, den Kopf ans Glas gelehnt, darauf horchend, ob er auflegte – was er dann auch tat.

Eintausendfünfhundert Kilometer weiter östlich war der Sommer trocken und staubig. Hier jedoch spendete der See eine erträgliche Kühle an die Stadt. Der Paradeplatz war

Lev ließ die Stadt hinter sich, verließ nach einigen Kilometern die Hauptstraße, querte Wiesen, Weinhänge, Waldstücke, seine Gedanken wurden ruhig, bald dachte er an nichts mehr, nicht einmal mehr die Frage: Wohin? Er schlief am Boden, an die Mauer einer verlassenen Hütte gelehnt. Am frühen Morgen hörte er Schritte, ein Flüstern. Jemand berührte ihn unsanft am Arm.

Vor ihm standen zwei Männer. Der eine verlangte seinen Rucksack.

Lev stand auf, erfasste rasch, mit wem er es zu tun hatte, senkte den Kopf. Beim Militär hatte er gelernt, nicht zu provozieren. In solchen Situationen ergab sich alles ohne Nachdenken – man wusste instinktiv, ob Reden etwas bringt, ob man in einer Prügelei eine Chance hat. Er hätte es versuchen können, körperlich war er ihnen überlegen, aber er sah das Messer, entschied sich dagegen. Im Rucksack war, außer Geld, nichts Wertvolles. Den Personalausweis trug er in seiner Hosentasche. Ebenso den Schlüssel zu Katos Haus.

Nachdem sich die Männer in die Felder geschlagen hatten, stand er eine Weile reglos da. Seltsamerweise kam es ihm stimmig vor, dass alles fort war. Er fühlte sich befreit, von was, konnte er nicht sagen. Zumindest haben sie dich nicht zusammengeschlagen, dachte er, aber auch in dieser Vorstellung lag ein Einverständnis.

Immer wieder traten die Gesichter der Männer vor seine Augen; er hatte ein genaues Bild von ihnen, obwohl er sie nur kurz gesehen hatte. Bevor sie von ihm abließen, hatte der Kleinere, der sein Bein leicht nachzog, ihm zugnickt, fast entschuldigend.

Was sollte er jetzt tun?

Seine rumänische Großmutter würde ihm raten umzukehren, sofort. Sie wusste immer, was kommen würde. Nichts war unvorhersehbar in ihrem Leben gewesen. Nicht der Verlust ihres Sohnes, die Revolution, nicht einmal ihr eigener Tod. Bunica sah die Spur eines Vogels in der Luft, noch bevor er dort flog.

In ihren letzten Wochen schlief sie viel, unruhig, fiebrig. Manchmal tauchten Erinnerungen auf, manchmal war sie ansprechbar, schien bei klarem Verstand. Als Lev sie fragte, ob der Tod ihr Angst mache, schüttelte sie den Kopf, als hätte er eine ganz besonders dumme Frage gestellt. Sie habe einen wiederkehrenden Traum. Ihr träumte von einer Kerze auf dem Fensterbrett. Ein Luftzug ging durchs Zimmer, es wurde dunkel. Aber nur kurz, dann sah sie die Kerze auf der anderen Seite des Fensters, brennend.

Erst auf der Beerdigung hatte Lev ihren vollen Namen erfahren: Maria Aurica Costin. Für ihn war sie immer nur Bunica gewesen – Oma. Dass sie in nahezu jedem Gespräch die Verstorbenen erwähnte (dein Vater würde jetzt, mein Mann sagte gern ...), war ihm wie eine Marotte vorgekommen. Jetzt war er auch so einer geworden, der die Toten um Rat fragte. Doch was auch immer Bunica sagen würde, das konnte nicht das Ende seiner Reise sein.

Am Nachmittag erreichte er ein Dorf. Irgendwann wusste er nicht mehr, ob er aus dem Dorf hinaus- oder hineinging, so kurvig war die Straße. Die einstöckigen Häuser waren wie ein Band, Mauer an Mauer, Hoftor an Hoftor. Er kam an der Kirchenburg vorbei. Ein älteres Paar saß auf einer Bank. Lev grüßte auf Deutsch, und der Mann lud ihn ohne große Vorrede zum Abendessen ein.

»Du siehst hungrig aus.«

»Das bin ich.«

»Und eine Dusche kann er auch vertragen«, fügte seine Frau hinzu.

»Kann er«, bestätigte Lev.

Die Frau, die sich als Anna vorgestellt und ihm verboten hatte, sie zu siezen, legte ihm frische Kleidung hin. Seine Sachen würde sie auswaschen, bis morgen Mittag müssten sie wieder trocken sein. Wohin er auch unterwegs sei (hier machte sie eine Pause, als wollte sie ihm Gelegenheit geben, seine sonderbare Erscheinung zu erklären), so jedenfalls könne er nicht weiter. Jeans und T-Shirt mit dem Aufdruck »Levis« stammten von ihrem Sohn in Deutschland.

Anna und Herbert waren, abgesehen von einer weiteren Frau, die einzigen Siebenbürger Sachsen, die im Dorf geblieben waren. Einige hatten ihre Häuser zurückerhalten oder andere gekauft, verbrachten den Sommer hier; »Sommer-sachsen« sagte Herbert, und es war nicht klar, ob es verächtlich gemeint war.

Lev hätte gerne gefragt, warum sie geblieben waren, aber er tat es nicht, sondern erzählte während des Abendessens, dass er eigentlich mit dem Rad unterwegs war. Er sagte »Urlaub«, auch wenn es ihm merkwürdig vorkam, und er sich nicht erinnern konnte, je Urlaub gemacht zu haben, geschweige denn welchen zu brauchen. Er schämte sich dafür, sein Unterwegssein in einer glaubwürdigen Geschichte zu verstecken, aber irgendetwas musste er ja sagen.

Es gab Gemüsesuppe, gebratene Wurst mit Kartoffelbrei und eingelegte Paprika. Anna, die an diesem Werktag nur Suppe vorbereitet hatte, stockte das Abendessen auf, wie man

es eben tat, wenn Gäste kamen. Herbert schenkte Wein aus, und Lev erfuhr, dass sie zwei Söhne hatten, einen jüngeren, dessen T-Shirt er trug, und einen älteren, der selbst schon Kinder hatte. Beide lebten in Stuttgart.

Sein Bett wurde in einer Kammer hergerichtet, die zum Hof zeigte. Er zog sich aus, legte sich unter die kühle, frische Bettwäsche. Als sich die Tür einen Spalt öffnete und Anna fragte, ob er noch etwas benötige, konnte er kaum ein »Danke« murmeln.

Verlegen erschien er am nächsten Mittag im Hof. Anna wischte seine Verlegenheit weg, indem sie meinte, er sei ein guter Gast, das Frühstück habe er ihnen gespart.

Seine Kleidung war, wie angekündigt, trocken.

Herbert ölte die Kette eines Fahrrads.

»Kannst es haben«, sagte er. »Von uns fährt keiner mehr Rad.«

Das könne er nicht annehmen, sagte Lev.

»Warum nicht? Hier steht es nur herum.«

Anna steckte die Hände in die Schürze und sah ihn an.

Lev konnte nur nicken. Der Hals war ihm mit einem Mal eng.

Die Auswanderung war unausweichlich. Wie eine Sucht.

Jeder fürchtete, der Letzte zu sein.

Anna und Herbert hatten sich fürs Bleiben entschieden. Ihre Kinder waren gegangen, ihre Nachbarn, auch der Pfarrer war fort. Warum sie hier ausharrten, wurden sie gefragt. Sie harre nicht aus, sie lebe, sagte Anna, und Lev war froh, nicht gefragt zu haben.

Die verlorene Zeit, sagten sie. Als gäbe es eine, die blieb.

Von nun an sah Lev die Dörfer, durch die er mit seinem

neuen Rad fuhr, mit anderen Augen. Er hatte zuvor kaum darauf geachtet, auch in seinem Dorf gab es verlassene Häuser, verwaiste Gärten. Auch in seinem Dorf war es über die letzten Jahre so gewesen, dass ein jeder den anderen ansah mit diesem Blick: Gehst auch du? Dass vor den Toren, auf den Bänken immer jemand von jemandem zu berichten wusste, der ging. Und mit jedem, der ging, wuchs der Gedanke, ebenfalls zu gehen. Und mit jedem, der blieb, festigte sich die Hoffnung, bleiben zu können.

In einem Gemeindehaus lagen Scherben wie hereingewehte Blätter über den Boden verstreut. Risse hatten sich über den Kirchenfenstern gebildet, die Seile lagen, wie Schlangen, abgeschnitten im Glockenturm. In einer anderen Kirche fiel das Gewölbe herunter, jemand hatte Teile der Deckenfragmente auf den Kirchenbänken aufgereiht. In der Sakristei standen Möbel, Kisten, zusammengerollte Teppiche, eine Schubkarre. Es war kühl, roch nach Kissen, Kerzenwachs, Feuchtigkeit. In einer Ortschaft nutzte die orthodoxe Gemeinde den protestantischen Kirchenraum, auf dem Altar standen Ikonen. In einer anderen Kirche ging ein Mann den Chorraum ab, als suchte er Gott. Lev setzte sich auf eine Bank, las die Sprüche an den Wänden. Las: Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht.

Anna hatte ihm belegte Brote, Käse und Paprika mitgegeben, auch darauf bestanden, dass er das T-Shirt ihres Sohnes behielt. Vielleicht, mutmaßte Lev, machte es ihr Freude, sich vorzustellen, dass ein Mann mit dem Shirt ihres Sohnes durch die Gegend radelte.

Sein Abendessen teilte er mit einer Katze. Als er mit geschlossenen Augen an einer Scheunenwand lehnte, spürte er, wie sich etwas Warmes, Weiches an seine Beine drückte. Sie

war zierlich, ganz schwarz, selbst Schnurrhaare und Pfoten waren schwarz.

Ging man fort, ließ man nicht nur Haus und Freunde zurück, auch die Tiere. Lev erinnerte sich an einen Mann, der es nicht über sich brachte, sein Pferd in fremde Obhut zu geben, und es stattdessen zum Abdecker brachte. An eine Frau, die ihre Hühner freiließ, in dem Wissen, dass sie nicht überleben würden. Lev dachte an Katos Liebe zu Tieren. Dann erinnerte er sich an Pax' Befreiung und musste lachen, was die schwarze Katze erschreckte. Er hatte Kato nie gefragt, was sie mit dem Hund gemacht hatte. Manches war zwischen ihnen nie zur Sprache gekommen. Worüber man nicht sprach, war nie geschehen.

Er mochte diese Übereinkunft zwischen ihnen, das Wesentliche zu wissen, anderes unberührt zu lassen. Doch machte er sich da nichts vor? Er war im Wald gewesen und beim Militär. Sie hatte Camil verloren. Und was wusste er von ihrem Alltag, dem Zusammenleben mit ihrem Vater? Sie ließ ihn daran nicht teilhaben, und er fragte nicht – aus Respekt, Bequemlichkeit. Über die Jahre waren immer mehr Themen dazugekommen, die sie nicht miteinander besprachen; sie steckten in der Erde wie Grenzsteine, man kam nicht über sie hinaus.

Lev bröckelte Käse und Wurst in Stücke, fütterte die Katze. Nach dem Essen putzte sie sich ausgiebig und legte sich neben ihn. Dem Fell war Lila beigemischt, wie Lavendel, dachte er, wie eine Aubergine. Er sah über die Felder, eine Landschaft, die ohne Lichter und Menschen auskam. Sie lebten in einer preisgegebenen Welt. Einer Welt an der Schwelle. Kato hatte es wahrgenommen, er nicht.

Er sah es erst jetzt, als auch sie fortgegangen war.

ganze Erscheinung war beeindruckend, er war kräftig und hatte doch etwas Vergeistigtes.

Camil sagte, Amseln seien die unscheinbarsten Vögel, doch sängen sie schöner als jede Nachtigall. Er versuche herauszufinden, wie sie sich verständigten, zeichne ihre Gesänge auf.

Kato, inzwischen aufgestanden, nahm das Fernglas, zuckte zurück.

Camil lachte und zeigte ihr, wie sie die Schärfe einstellen konnte.

Kato und Camil waren einander augenblicklich nah.

Vielleicht konnte Lev ihn deswegen nicht vorbehaltlos mögen.

Kato, die bei dem Silberblick-Spiel mitgemacht hatte, schonte ihn auf der Rückfahrt nicht. Sobald das Wageninnere wärmer wurde und sie in Gegenden zurückfanden, die sie kannten, sprach sie es an. Ihre Zunge schlug sacht gegen ihre Zähne, wie immer, wenn sie müde oder erregt war.

»Hör zu, Lev, ich bin dir nicht böse.«

Es kamen Kehren, die besonders viel Konzentration erforderten.

»Wahrscheinlich war es an der Zeit, ich habe schon länger darüber nachgedacht. Du auch?«

Ein Nicken konnte nicht schaden, er streute es nachlässig in seinen Fahreifer ein.

»Weißt du, was auch immer an die Stelle treten könnte, zu dem, was wir haben, es wäre längst nicht so gut.«

»Das weißt du nicht, wenn wir es nicht ausprobieren.«

Was würde kommen, wenn sie jetzt nicht den Mut fanden, einen Schritt weiterzugehen?

»Was du mir bedeutest, musst du doch wissen.«

»Ja?«, fragte er etwas zu laut. »Sag es mir, denn ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich an dich denke, immer an dich denke in diesem Drecksloch, in dem ich arbeite.«

Sie fasste seine Hand, die sich widerwillig vom Schaltknüppel löste.

»Warum erzählst du mir nicht davon?«, fragte sie.

Lev dachte an den Tunnel, an die Kälte, die Baracken. Er wollte nicht bemitleidet werden.

»Ich kann es nicht riskieren.« In ihrer Stimme war etwas, das ihn zwang, sie anzusehen. »Du bist der einzige Freund, den ich habe.«

»Es würde funktionieren«, sagte er leise.

Wie weh es tat, dass sie nicht daran glaubte.

»Es ist schlimm mit meinem Vater, wenn er keine Arbeit hat. Er sitzt von morgens bis abends zu Hause herum, dann verschwindet er plötzlich und taucht tagelang nicht auf.«

»Ist das seine Flasche?«

»Das *war* seine Flasche«, antwortete Kato und hob die Flasche, in der noch ein kleiner Rest schwamm, aus dem Fußraum auf.

Sie grinsten einander an.

»Du bist fort, und ich bin hier (bei dem ›hier‹ wies sie in eine unbestimmte Richtung), du wirst eine Frau kennenlernen, hast sie wahrscheinlich schon kennengelernt, woher sonst könntest du so küssen.«

»Na immerhin«, sagte Lev.

»Was?«

»Immerhin meinst du, ich könne gut küssen.«

Sie lachten. Kato sah ihn erleichtert an.

Mit sparsamen Strichen setzten sich die Hügel und Straßen ihres Dorfs zusammen. An ihrem Haus riss Kato die Tür auf,

noch bevor der Wagen zum Stehen kam. Ein Scharren, ein Ächzen kündigte an, dass sich die Haustür öffnete. Kato war mit ihren Gedanken längst im Haus, bei ihrem Vater, bei der Erklärung, wo sie gewesen war. Lev hätte gern etwas gesagt, um die Traurigkeit aufzuheben, die er in letzter Zeit öfter an ihr wahrnahm.

Nur was?

Jeder musste beim Militär antanzen. Manche waren, wie Lev, achtzehn, andere weitaus älter, weil sie erst nach der Ausbildung eingezogen wurden.

Niemand wusste, wohin es ging. Wie die meisten hatte Lev nur einen Koffer mit. Darin: Wäsche, etwas zu essen. Viel zu viel hatte die Mutter für ihn eingepackt. Seine Schwester Bre-dica hatte ihm von den Kindern einen Talisman überreicht, eine Plastikeule mit Ring, so dass sie als Schlüsselanhänger verwendet werden konnte. Seine Großmutter gab ihm den Rat, möglichst nicht aufzufallen: schweigen, wenn geschwiegen werden sollte, sprechen, wenn sprechen verlangt war; dann verschwände er in der Masse. In solchen Zusammenhängen, das sollte er sich merken, wäre das Verschwinden wichtig. Dorin schenkte ihm ein Taschenmesser. Valea hatte ihn verabschiedet, als ginge er aufs Feld oder in den Wald. Gar nicht.

Der Zug fuhr die ganze Nacht. Wenn er denn fuhr. Manches Mal hielten sie an, ließen einen anderen Zug überholen. Niemand sollte sich auf der Fahrt dafür interessieren, ob sie Hunger hatten oder Durst. Erst am Morgen kamen sie an, Lev erkannte das Flache, den tiefen, wie mit ruhiger Hand gezogenen Horizont.

Jemand sagte Banat.

Jemand sagte Reșița!

Levs Stuhl schrammte über den Boden.

Er stand im Raum und wusste nicht, was er tun sollte.

Kato blickte überrascht auf.

Camil sah ihn an. Sein Auge zuckte nicht.

Die beiden Männer erhoben sich und verließen den Raum.

Gezahlt hatten sie nicht.

Gut war man geworden.

Im Wegsehen, Weghören.

Auch: Wegdenken.

Es zeichnete einen geradezu aus, dass man nichts weiter dachte, nichts hörte, nichts sah. Denn es gab welche, die sehr gut im Sehen und Hören waren, denen nichts entging.

Man bemerkte kaum, wie alles teurer, knapper wurde. Geschahen die Dinge langsam, hatte man Zeit, sich an alles zu gewöhnen, es war fast, als veränderte sich nichts, als wurde nichts schlechter oder knapper, kälter oder dunkler, man selbst wuchs hinein, wuchs mit.

Der Großvater wartete seit sechs Jahren auf die Ausreisepapiere. Einmal im Monat fuhr er nach Bukarest, stellte sich in die Schlange vors Passamt, hatte, weil er nichts bewirkte, immer wieder neue Strategien entwickelt. Zuletzt stand er schon gegen drei, vier Uhr nachts in der Schlange, dann war man unter den ersten. Er hatte die Theorie, dass etwa ein Dutzend Pässe am Tag vergeben wurden, man müsse es schaffen, einen von diesem Dutzend zu erhalten. Er stand in der Nacht vor dem Passamt, stundenlang in den Fluren, neben anderen, die auch hofften, die auch warteten, ebenfalls Strategien und Theorien hatten.

Entscheidend könnte sein, wie viele Verwandte im Ausland lebten, ob man bereits Anträge gestellt hatte, ob man im

Gefängnis gewesen war, ein Verfahren gegen einen lief, man Schulden hatte, einen guten Brief beigelegt hatte – oder besser keinen. Und auch: ob man die richtigen Leute bestochen hatte, mit deutscher Währung natürlich.

Ferry hatte den Eindruck, dass irgendjemand seine Papiere, wenn sie oben auf dem Stapel lagen, wieder nach unten schob, und so hatte er eines Tages in der Deutschen Botschaft vorgesprochen. Der Beamte hatte sich Ferrys Geschichte angehört. Dann hatte er ihn mit den Augen fixiert und mit einer seltsamen Geste gesagt (die Hände wedelten, als würden sie etwas unter die Tischplatte schieben), der rumänische Staat sei ein souveräner Staat, wenn er verstehe, ein souveräner Staat, er könne ihm leider nicht helfen.

Ferry hatte einen Urlaub am Schwarzen Meer in Erwägung gezogen, um von Bulgarien aus, wo sie das Meer »Tschernomore« nannten, in die Türkei zu fliehen. Es gab Gerüchte, dass mehrere Zäune an der grünen Grenze errichtet worden waren, um Flüchtende zu verwirren. Niemand wusste, wann man es geschafft hatte und in Freiheit war. Ferry beschloss, er sei zu alt für ein solches Gerenne.

Ob es im Westen alles gab? Ob man wirklich überall hinreisen konnte? Ob eine Sprache für ein Land reichte? Für das Sagbare und Unsagbare, Offensichtliche und Verborgene, Wahre und Unwahre?

Manchmal verirrten sich Westler im Benz in diese Gegend. Sahen aus, als trügen sie ihre Kleidung das erste Mal auf, lobten die Landschaft, brachten Kaffee, Zigaretten, LUX-Seife, tauschten sie gegen Büffelkäse, gelbe Paprika, Schnaps, kauften irgendetwas zum Andenken, Teppiche, gewebte Deckchen, Trachtenblusen.

Landschaft, was sollte das sein?, lachten die Leute im Tal.

Wie konnte man über sie sprechen, als existierte sie außerhalb von einem? Landschaft war für Lev etwas, das sich ihm eingepägt hatte, er trug sie immer bei sich. Ferry hingegen sagte, er habe mit diesem Land nichts mehr zu schaffen. Er wollte nichts wie weg.

Lieber Gott, mach, dass wir die Pässe bekommen – war, unter den Deutschen im Land, eines der häufigsten Gebete dieser Zeit.

Es sei so weit, sagte die Mutter an seinem vorletzten Tag zu Hause. Lis bewegte sich unschlüssig durchs Zimmer, nahm mal das eine, dann das andere zur Hand, bis er verstand, was sie hören wollte.

»Mutter, ich werde vorsichtig sein.«

»Es tut mir leid, dass ich dir das zumute. Aber«, sie hielt inne, »niemand anderem ist diese Fahrt anzuvertrauen.«

»Ich weiß«, sagte Lev. Dorin würde jetzt nichts riskieren wollen, wo er sich um eine größere Wohnung bemühte, und Valea würde Ferry wahrscheinlich direkt bei der Polizei vorfahren.

»Ein Platz im LKW wäre noch frei«, sagte Lis.

»Für dich?«

»Ich gehe nicht fort.«

»Warum?«

»Dieser Ort ist mit deinem Vater verbunden. Ich will ihn nicht nochmal verlieren.«

Während Lev darüber nachdachte, ob das auch für ihn galt, schlüpfte Khalil ins Zimmer. Er ließ sich streicheln, duckte sich dann aber weg. Immer galt es, Zeichen zu suchen, ob ein Tier einen liebte oder ob man sich diese Zugehörigkeit nur einredete.

»Und du?«

»Ich hab auch etwas hier«, sagte Lev.

Ferry trug kein Gepäck bei sich.

»Du grüßt die Nachbarn, sperrst die Werkstatt zu, spülst das Geschirr und weißt, alles geschieht zum letzten Mal«, sagte er.

Es gab eine Tasse, die er mochte, aus dünnem Porzellan, mit Goldrand, sie musste von einem Teeservice seiner Mutter stammen, er habe sie besonders sorgfältig getrocknet und in den Schrank gestellt. In den Schrank, den er nie wieder öffnen würde.

»Ist das nicht lächerlich?«, Ferry rang sich ein Lächeln ab.
»Eine Tasse sagt mir, was ich längst begriffen haben sollte.«

Bereits vor längerer Zeit hatte er angefangen, jedes Mal, wenn er aus Schäßburg zu einem Besuch anreiste, etwas bei seiner Tochter zu lassen: Dinge, von denen er sich nicht trennen konnte: gestickte Deckchen und Kissenhüllen seiner Frau, ein Service aus der K.-u.-k.-Zeit, Briefe, Bücher.

Die Fotoalben hatte Lev mit seiner Mutter angesehen: Klassenfotos von Lev, Ferry mit seiner Tochter auf der Hohen Rinne, Lev mit Ferry unter der Kolonnade in Buziaş, Fotos seiner Taufe, die Konfirmation seiner Mutter, der Großvater in Uniform ... Lev hielt die Seite fest, fragte die Mutter, warum eine Stelle am Kragen geschwärzt war. Diese Stelle habe sie als junges Mädchen unkenntlich gemacht, sagte Lis, sie habe sich geschämt, weil ihr Vater bei der Waffen-SS gewesen war.

Über nächtliche Straßen ging es Richtung Westen. Ferry rauchte, der Fahrtwind brachte sein Haar durcheinander. Bei jedem Aufleuchten von Scheinwerfern im Rückspiegel

spannte Lev sich an. Wie fuhr jemand mit reinem Gewissen? Er wusste es nicht mehr. Jede Bewegung war eine Verstellung.

Imre hatte ihm Autofahren beigebracht, sie waren einen Tag lang Täler und Berge abgefahren, er musste parken und einen Schotterweg rückwärtsfahren, dann gab ihm Imre einen Kanister Benzin, und Lev bestand die Fahrprüfung auf Anhieb. Auch jetzt hatte Imre das Benzin besorgt, und mit einem Mal hatte Lev das deutliche Gefühl, dass sein Freund etwas ahnte.

Irgendwann verlangte der Großvater eine Pause. Lev fuhr an einem Feldweg ab, schaltete den Motor aus. Ferry verschwand in der Dunkelheit, und Lev ließ diese Dunkelheit nicht aus den Augen, bis er wieder auftauchte. Der Mann, der wieder ins Auto stieg, sah verwirrt aus, als hätte er sich verlaufen.

»Hast du es dir gut überlegt?«, fragte Ferry.

Lev nickte und übersetzte das Nicken dann, weil ihm klar wurde, dass der Großvater es nicht wahrnehmen konnte, in Worte.

»Wie lange musst du noch dienen?«

»Ein Jahr.«

Ob er denen wirklich ein Jahr seines Lebens schenken wolle.

Wieso schenken, er würde es ja leben, so oder so, sagte Lev. Ein wenig Freiheit gebe es auch hier.

Freiheit gebe es entweder ganz oder gar nicht, meinte Ferry.

Als sie gegen ein Uhr nachts am vereinbarten Parkplatz ankamen, sahen sie, dass er gesperrt war.

nie wieder den Weg zur Schule, Uniform, Morgendrill, nie wieder das Gefühl der Unfähigkeit, weil ihm etwas nicht in den Kopf wollte, nie wieder der stechende Geruch von Urin in den Toiletten. Er zählte alle »nie wieder« auf, sie wurden zu einem Reim, einer Fanfare der Freude, bis ihm einfiel, jäh bewusst wurde, dass er es Kato sagen musste.

Sie trafen sich am Jüdischen Friedhof. Seit Kato erfahren hatte, dass ein Viertel des Dorfes von jüdischen Familien bewohnt gewesen war, kam sie oft hierher.

Das Verschwinden war schlimm genug.

Aber das Vergessen, sagte sie, sei noch schlimmer.

Die Sonne war untergegangen, der Himmel war noch licht, als würde sie gleich wieder aufgehen, und alles von Neuem beginnen. Nur mit dem Unterschied, dass er bald nicht mehr zur Schule musste. »Nie wieder!«, hob es erneut in ihm an.

Sie war so leise neben ihm, dass er erschrak. Ein Erschrecken war nie gut, es zeugte von keinem reinen Gewissen. Er sollte es gleich sagen, sonst würde er den Mut verlieren, doch er zögerte, weil er ihre Unbeschwertheit genießen wollte, die Haarfäden im Wind, ihr argloses, zugewandtes Gesicht, die schwingenden Arme im rostroten Strickpullover, der am Saum zerschlissen war.

Sie nahmen einen Weg zwischen den Gräbern, die Erde war feucht, ihre Schuhe wurden schwer von daran haftender Erde. Kato erzählte, wie sie ihrem Vater bei der Rasur geholfen hatte, und in Lev wuchs mit jedem ihrer Worte die Gewissheit, dass er sie verriet. Er hatte bei dieser Entscheidung an sich gedacht, in keiner Sekunde an sie. Wiederum: Er hatte das Recht dazu, es war eine freiwillige Abmachung, nicht einmal eine Abmachung, es hatte sich so ergeben,

als Katos Vater beschlossen hatte, acht Klassen seien genug für seine Tochter. Sie war unter den Klassenbesten gewesen, doch von ihrem vierzehnten Lebensjahr an sollte sie den Haushalt führen. Kato nahm seinen Willen klaglos an. Nur wenn Wagenkolonnen durchs Tal zogen, Männer und Frauen von Haus zu Haus gingen, Messer schliffen, Kupfergeschirr verkauften, Kessel ausbesserten, verbrachte sie Stunden auf der Schaukel im Birnbaum, und Lev ahnte, woran sie dachte.

Heute schien ein guter Tag gewesen zu sein; es gab sie, sie waren hingestreut in die Abfolge dunkler Tage, dann keimte etwas zwischen ihr und ihrem Vater auf, ein Zusammengehörigkeitsgefühl, aller Enge und Fremdheit zum Trotz. Katos Vater war Imker. Manchmal war er wochenlang fort, dann wieder gab es Zeiten, in denen er keine Arbeit fand und trank. Kato fürchtete seinen Zorn, für den Kleinigkeiten reichten. Wann immer sie konnte, war sie in Levs Haus, und Lis brachte ihr Kochen bei, Backen, Einwecken, alles, was man im Haushalt wissen musste.

Wer würde jetzt dafür sorgen, dass sie weiterlernte? Lev nahm zweimal die Woche den Schulstoff mit ihr durch. Er las seine Notizen vor, sie fragte nach. Ihre Fragen führten dazu, dass er den Stoff verstand und seine Noten besser wurden. Wut stieg in ihm auf. Schließlich konnte er nichts dafür, dass ihr Vater nicht kapierte, wie klug sie war. Lev bemerkte die raue Haut ihrer Hände, die viel zu weit heruntergeschnittenen (oder abgekauten?) Nägel, und mit einem Mal waren die übermütigen Haarfäden fort, das Licht, das in ihren Augen stand. Kato wusste, was kommen würde, ihr Körper hatte sich dieses Wissen schon angeeignet, vielleicht musste er nichts sagen, vielleicht kam er drumherum, etwas erklären zu

müssen. Und als er stehen blieb, sich ihr zuwandte, war alle Freude aus ihrem Gesicht verschwunden.

Am Beginn der Sommerferien wartete er, gemeinsam mit seinen Brüdern Dorin und Valea am Bahnhof. Ein Dutzend andere Männer lagerten mit ihren Taschen und Rucksäcken an den Gleisen. Die Frau am Bahnhofskiosk trug ihren Morgenmantel, hatte Lockenwickler im Haar, verkaufte Zigaretten, Streichhölzer, Bier.

Sie stiegen in den Zug, Lev folgte seinen Brüdern zu einem Vierersitz. Die Bänke waren aus Holz, die Fenster offen. Schnapsflaschen kreisten, jemand spielte auf einer Maultrommel. Lev streckte seinen Rücken durch, versuchte so auszusehen, als sei er schon viele Male mitgefahren. Der Zug setzte sich in Bewegung, der Bahnhof bekam Beine, der Kirchturm tauchte auf und war gleich wieder fort. Kurz vor dem Viadukt hörte Lev einen Pfiff, glasklar, durchdringend, sprang auf und sah sie an den Gleisen. Kato winkte ihm zu, er vergaß seine auferlegte Zurückhaltung und winkte stürmisch zurück. Der Spott in den Augen seiner Brüder war ihm egal. Das Grün der Bäume verwischte zu einem Band, Kornblumenstreifen beigemischt. Alles war Bewegung, alles war Vorfreude.

Es mochten so um die dreißig Männer sein, die in die Mocănița umstiegen. Das Tal weitete sich, die Waldbahn fuhr langsam, die regelmäßigen Stöße machten Lev schläfrig. Immer wieder wechselte der grünlich-weiße Fluss die Seiten. Unterbrochen wurde die Fahrt nur, um den Durst der Lokomotive zu stillen.

Am Ziel angekommen, verlor Lev seine Brüder. Dorin